

Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers : von Mitte November 1802 bis Ende April 1803

Autor(en): **Türler, Heinrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neues Berner Taschenbuch**

Band (Jahr): **32 (1926)**

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-129838>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus den Erinnerungen Karl Ludwig Stettlers.

Von Mitte November 1802 bis Ende April 1803.

Mitgeteilt vom Herausgeber.

Die Liebe zur schönen Schwyzerin Rosa Jüz erfüllte unseren Memoirenschreiber ganz; er vertraute seinem Tagebuch — und nach vierzig Jahren seinen „Erinnerungen“ — bald himmelhoch jauchzend, bald zum Tode betrübt, alle Empfindungen seines Herzens an. Die Wiedergabe aller dieser Aeußerungen würde indessen allzu sehr den Rahmen dieses Taschenbuches sprengen, wir müssen uns daher darauf beschränken, das Ganze zusammenzufassen und nur einige charakteristische Stellen mitzuteilen, obichon wir überzeugt sind, daß manche empfindsame Leserin die Schilderung der Lust und des Leides der beiden Liebenden mit allem Anteil des Herzens aufnehmen würde.

Stettler sehnte sich täglich nach der Geliebten, aber das Geschick ließ es nicht zu, daß er ihr auch nur öfters auf der Straße begegnete. Fast drei Wochen nach der Rückkehr aus Schwyz traf er sie an der „vorderen“ (Kram-) Gasse und, indem er sie die Metzgergasse hinunter bis zum Rathaus be-

Anmerkung. Vergl. die Jahrgänge seit 1910. Herrn Architekt W. Stettler-von Graffenried sei die Mitteilung des Originals sehr ver dankt.

Ueber den Verfasser Karl Ludwig Stettler, Gutsbesitzer in Köniz, 1773—1858, ist alles Nötige im Jahrgange 1900 und in den folg. Bänden gesagt. Die Familie Jüz von Schwyz ist im Schweiz. Geschlechterbuch Bd. II behandelt. Ueber Rosa Jüz 1781—1855, vgl. Jahrg. 1921, S. 208 und 1922—26.

gleitete, gestand sie ihm, sie hätte schon an seiner Liebe zu zweifeln angefangen. Er beruhigte sie, beklagte sich aber bald darauf über ihr frostiges Benehmen und hegte Zweifel an ihrer Beständigkeit. Die Arme befand sich eben zwischen Hammer und Amboss, indem der Salzkassaverwalter Steiger der Verbindung der Beiden immer noch feindlich gegenüber stand, nicht mehr, weil er selbst lüstern nach der Schönen blickte, sondern weil er an der nach seiner Meinung für Stettler unvorteilhaften Heirat keine Schuld tragen wollte und so weit ging, seiner Pflegebefohlenen mit Verstoßung aus seinem Hause zu drohen, wenn sie nicht den heimlichen Verkehr mit seinem Standesgenossen aufgebe, was natürlich nicht nur diese, sondern auch die Mutter Jüz erschreckte. An eine Ausöhnung mit Steiger war daher gar nicht zu denken, obschon Frau Steiger den Liebenden günstig gesinnt war.

Die Gefahr der Entdeckung des durch die Zofe vermittelten Briefwechsels und die mehr oder weniger zufälligen Begegnungen in den Gassen machten die Schwyzerin überaus ängstlich. Als eines Tages diese durch die Goldenmattgasse (Marbergergasse) zu ihrem Vetter, dem Büchsenmeister Ulrich, ging und Stettler sie traf und begleitete, gab sie kalte und einsilbige Antworten und bat, nicht so sehr auf die Verbindung und die Erleichterung des Verkehrs zu dringen. Als sie gar beim Abschied die Hand nur nach langer Weigerung und nur lose und frostig reichte, brach der Enttäuschte in die Worte aus: „Ach, Ihr liebt mich nicht mehr“, und in wirrer Betäubung verließ er sie. Er faßte als Launenhaftig-

keit auf, was nur Verschüchterung und Furcht war. Bei der Tante Stettler-von Tavel erklärte er am folgenden Tage, es sei für ihn zu spät, vom Verhältnisse zurückzutreten, die Ehre gebe es nicht zu. Wie wohl tat es ihm, als dann die Tante die Vorzüge der Rosa hervorhob, indem sie ihren edlen Charakter, ihr unbeschreibliches Bartgefühl, ihr geselliges, munteres Wesen und ihre Arbeitsamkeit und Tätigkeit rühmte. Wie glücklich und gesichert fühlte er sich im Gedanken an die Tugendhafte, als er vom Unglücke seines Vetter's Gottlieb hörte, der in Longwyn die Geliebte in den Armen eines andern traf, und wie trat die hübsche Schwägerin seines Bruders vor Rosa in den Schatten. Er sagt darüber: „Eines Abends hatte ich meinen Bruder besucht. Er war ausgegangen und seine Gattin wegen Unpäßlichkeit nicht sichtbar. So befand ich mich allein mit der reizenden, wunderlieblichen Füstine. Mit Wohlgefallen ruhte mein Blick auf der prachtvollen Gestalt, über welche eine ganze Fülle von Anmuth und Huldseligkeit ausgegossen war. Unser Gespräch fiel auf meine einsame Lebensart und von da in ganz logischer Gedankenfolge aufs Heyrathen. Aber nicht wenig erstaunte ich, als meine Gesellschafterin anhub, sie habe vernommen, ich sey mit Jungfer Süß versprochen und würde sie heyrathen, sobald ich einen Posten erhielt. Zugleich wollte sie dieselbe gesehen haben und lobte ihre Schönheit. Mehr bedurfte es nicht, um das Bild der theuren Rosa vor die liebliche Schwägerin hin sich vordrängen und dieselbe verdecken zu sehen. Ich verstummte, fühlte mich zu fernerer Unterhaltung untauglich und entfernte mich bald.“

Wir können die Neujahrsbetrachtung Stettlers, worin er so trefflich seine Stimmung ausdrückt, nicht übergehen.

„So kam das Ende des Jahres 1802 heran, das ich mit Recht das Jahr der fehlgeschlagenen Hoffnungen nennen konnte. Wie glänzend war am Tage unseres Einzugs in die Vaterstadt, und nach dem Gefechte bey dem Siege bey Pfauen die Sonne der Hoffnung auf Befreyung des Vaterlands heraufgestiegen, und wie bald und wie kläglich hatte das willkührliche Machtgebott des allgewaltigen Korsen, in dessen Hand die Vorsehung nun einmahl das Schicksal der einst so freyen Schweiz gelegt hatte, dieselbe wieder verdunkelt. Und mir selbst, wie milde und tröstlich hatte im Heümonat, und auch noch nach meiner Rückkehr von Schwyz, das Morgenroth meines Liebesglücks und meine Hoffnungen auf den Besitz der angebeteten Rosa mir zu strahlen geschienen, und wie bald waren wieder trübe, düstere Nebel vor dasselbe getreten.

Indessen genießt die Schweiz jetzt die friedliche Ruhe eines durch Uebermacht an Händen und Füßen Gefesselten. — Einige der Gefangenen zu Arburg befinden sich wieder auf frehem Fuß. Dagegen waren nicht bloß die seiner Zeit nach Bünnten und Schwyz gesendeten Geschütze und Waffen wieder eingeliefert, und in das Waattland abgeführt, sondern auch eine allgemeine Entwaffnung des Landes anbefohlen worden, welche jedoch nur in den Kleinen Kantonen mit Strenge vollzogen wurde. Uebrigens waren alle Augen auf Paris gerichtet, wohin der mächtige Konsul alle nur irgend aus dem gemeinen

Sauffen hervorragende Männer und Abgeordnete aus allen Gegenden beruffen hatte, um seiner Zeit aus seiner Hand eine Verfassung oder Weisung zu empfangen, wie es fürhin in der Schweiz gehalten werden sollte.

Beim Eintritt in dieses neue Jahr konnte ich mich mithin allerdings mit einem Wanderer vergleichen, der im Schweiß seines Angesichts nach harten Mühen und Anstrengungen über aufragende, kahle, drohende Felsklippen und gähnende Abgründe hin, sich jetzt nahe an dem erwünschten Ziel der sonnenigen Berghöhe zu befinden glaubt, und jetzt auf einmal sich selbst, und das beynahe erreichte Ziel in eine dichte, trübe, kalte Nebelwolke gehüllt sieht, und nun nicht mehr weiß, wohin er seine Blicke und Schritte richten soll. Wohl stand bey mir noch der Glaube fest, auch ihr Herz hänge noch immer warm und aufrichtig an mir, wenn sie für mich auch nicht jene heftige, glühende, allem trozbietende Leidenschaft fühle, wie ich für sie, sondern nur einen hohen, wirklich bis ins Gebiet der Liebe sich erstreckenden Grad von inniger Zuneigung, die jedoch durch die einer andern ehelichen Verbindung sich stäts von neuem widersezenden und ihr so vielen Kummer und Verdruß bereitenden Schwierigkeiten ermattet, ein ruhigeres, ihren Gemüthsfrieden weniger Störungen drohendes freundschaftliches Verhältniß ihr wünschenswerther erscheinen lasse, als ein bis zu der vielleicht noch fernen Zeit, wo die Umstände uns das feste, unzertrennlliche Eheband zu knüpfen gestatten würden, fortwährendes, immerhin noch unsicheres, und doch nicht lästigem Zwang verbundenenes Verhält-

nig einer erklärten Geliebten oder Verlobten. — Zugleich aber fühlte ich tieff, wie schwer, ja beynahe unmöglich es sey, einen seit Jahren die ganze Seele beherrschenden, seine Wurzeln durch das ganze geistige Wesen schlingenden Gedanken so schnell, und auf einmahl aus dem Herzen zu reißen, und daß es nur von den Umständen und Ereignissen, die das begonnene Jahr noch in seinem ungewissen Schooße berge, abhängen werde, ob der erschütterte Baum von neuem sich befestigen und kräftigen, oder aber vollends verdorren und dahin stürzen werde.“

Am Neujahrstage war Stettler nach langem wieder in das Haus R(eichenbach) zum Mittagessen eingeladen und traf dort die ihm immer himmlisch schön erscheinende und wohlwollend und freundlich begegnende L. Den Hoffnungsschimmer auf diesen Engel löschten aber sofort die Aeußerungen des Freundes Karl Fischer aus.

Gekränkt durch das kalte Benehmen der geliebten Rosa, konnte sich Stettler doch nicht enthalten, die getreue Jose der Familie Steiger beim verabredeten Stelldichein zu sprechen, die auf seine Vorwürfe versicherte, Rosa bereue ihr Benehmen und werde es bei erster Gelegenheit wieder gutmachen.

Dier Wochen hatten sich die Verliebten nicht mehr gesehen, als Frau Steiger den jungen Patrizier eines Abends auf 5 Uhr zu sich einlud. „Anfangs fiel die Unterhaltung auf gleichgültige Gegenstände wie die Flucht der Familie Steiger vorigen Herbst beim Anrücken der Helvetier aus dem Wistenlach nach Neuenburg, ihren Aufenthalt all- da, den Kummer der guten Rosa, als die Nachricht

von einem schwer verwundeten Stettler (betraf den Better Gottlieb) bekannt ward etc., meinen Aufenthalt in Schwyz, etc. Rosa trug den Anzug, in dem ich sie immer am liebsten sah, schien mir daher wieder so reizend als je und so heiter und fröhlich, ja selbst muthwillig, that sogar Fragen an mich über meine Einrichtungen und Hausgeräthe, welche fast die Hoffnung zu verrathen schienen, dieselben bald ihr Eigenthum nennen zu können, worüber Frau Steiger dann so herzlich lachte, daß ich daraus gar keine Mißbilligung dieser Hoffnungen entnehmen konnte. Mehr noch aber als selbst dieses trauliche Benehmen trug der unbeschreiblich holde zärtliche Blick aus ihrem schönen, ausdrucksvollen Auge und der sanfte, herzliche Druck ihrer lieben Hand, auf die sie mir bisweilen einen verstohlenen Kuß zu drücken gestattete, dazu bey, auch den letzten Funken von Groll und Zweifel zu zernichten. Ich verlebte wieder einmahl einen glücklichen, seligen Abend in dieser Gesellschaft, die ich erst verließ, als Hr. Steiger nach Hause kam, dem ich doch nicht begegnen mochte. Beim Abschied äußerte sich Frau Steiger indeß, sie habe der Tante etwas für mich gegeben, das ich wohl noch werde brauchen können, nemlich ein Patiencepiel; hingegen rief mir die Geliebte noch ein tröstliches Auf Wiedersehen nach.“

Der Liebeshimmel verfinsterte sich jedoch sofort wieder; trübe Wolken und Stürme folgten. Frau Süß hatte sich an ihren Bruder, den alt Landschreiber Ulrich von Schwyz, gewandt, der, ein sehr aufgeklärter, verständiger und tüchtiger Mann, sich vor der Ungunst der Altgesinnten seines Landes nach

Luzern zurückgezogen hatte. Ohne Einwendungen gegen die Heirat zu machen, wünschte er nähere Auskunft über das Vermögen des Berners, seinen Charakter und die Art seiner Neigung zur Nichte, seine Ansichten über Religion, die Einwilligung seiner Verwandten und vorzüglich Rosas wahre Gesinnung zu erfahren. Stettler war zu jeder Auskunftgabe bereit, aber wie erstaunte er, als kurz darauf die Geliebte in ihrer Wohnung ihm eröffnete, es seien ihr neue Bedenklichkeiten und Gewissenszweifel wegen des Religionsunterschiedes aufgestiegen, die die Heirat nicht erlaubten, so daß sie ihren Wünschen entsage und den Geliebten bat, ihrem Beispiele zu folgen. Umsonst flehte er sie an, nicht durch ein unsinniges Vorurteil das gemeinsame Glück zu vernichten. Bei einer Begegnung nach zwei Tagen war das Benehmen wieder freundlich, und bald darauf bei einem Besuche war der Empfang sehr zärtlich, schlug aber dann in Heftigkeit um und endete mit kalten, kränkenden Reden, so daß sich der dadurch gereizte Liebhaber beim Abschied durch die Rose dazu verleiten ließ, der Geliebten zum ersten und letzten Male im Leben einen Kuß zu rauben. Er tröstete sich nachher damit, daß nach der allgemeinen Behauptung die weibliche Laune sich oft eben im Plagen derer, die sie lieben, zu gefallen pflegen.

Nach wenigen Tagen verursachten Briefe der Frau Süß und des alt Landtschreibers eine neue Niedergeschlagenheit, die beide ganz umgestimmt waren, wohl infolge geistlichen Einflusses aus Schwyz. Ulrich wollte sich mit der Angelegenheit nicht mehr befassen, weil sie ohne ihn schon so viel als in Rich-

tigkeit gebracht sei, jene, eine äußerst reizbare, heftige Frau, stieß die härtesten und kränkendsten Vorwürfe über das Betragen der Tochter aus, so daß die letztere ihrem Anbeter erklärte, sie wolle lieber selber unglücklich werden, als Mutter und Geschwister unglücklich machen.

Bald trat wieder einige Beruhigung ein, als sich die Beteiligten im Entschlusse zusammenfanden, den Onkel in Luzern mündlich durch Rosa und den Büchsenmacher Ulrich aufzuklären. Stettler sollte nicht dabei sein, er hatte nur die schriftliche Antwort auf die Fragen des Onkels zu liefern. Unter anderem stand in dieser Antwort, er werde nicht nur nie einen Versuch machen, die Rosa zur Aenderung der Religion zu bewegen, sondern ihr auch stets zur Erfüllung ihrer jetzigen religiösen Pflichten, soweit es von ihm abhängt, behilflich sein; sein Vermögen würde schon jetzt zum notdürftigen gemeinsamen Haushalt reichen, er werde aber die Heirat erst vollziehen, wenn er durch den Gehalt einer Stelle seiner Ehefrau ein bequemes und anständiges Leben sichern könne. Auch Steiger war jetzt willfähriger und gab Ulrich gestützt auf den Erbvertrag der Brüder Stettler Auskunft über die Vermögensverhältnisse. Aber kurz vorher hatte er noch einmal beim Onkel Stettler zuhanden des Karl Ludwig zu bedenken gegeben, Rosa verstehe sich wenig auf die Haushaltung, besitze darum keine Neigung zu einer eingezogenen und sparsamen Lebensart, hingegen sei ihr aus ihrem elterlichen Hause, wo es ziemlich verschwenderisch zugegangen, noch ein merkbarer Hang zum Wohlleben und zur Bequemlichkeit geblieben; auch sei

zu besorgen, daß Stettler mit der Zeit ihre Mutter und ihre Geschwister auf den Hals fallen würden, in welchem Falle Gehalt und Vermögen dazu und zur Kindererziehung nicht ausreichten. Er widerseze sich der Verbindung nicht länger, sein Haus werde Stettler offen stehen, doch möge dieser nur einen mäßigen Gebrauch davon machen und dagegen jeden heimlichen Verkehr mit Rosa abbrechen.

Alle diese Bedenken, die, soweit sie Rosa betrafen, sehr übertrieben waren, mußte Stettler in den Wind schlagen, denn für ihn gab es kein Zurück mehr; er hatte gewählt und mußte nur noch die geeigneten Mittel ausfindig machen, um das Ziel zu erreichen. Alle waren wieder voll guter Hoffnung. Bei einem Besuche im Hause Steiger drang Stettler darauf, die Verlobung baldigst stattfinden zu lassen, damit den „Aufstiftungen“ und Ohrenbläserien (aus Schwyz) der Faden abgeschnitten werde. Rosa dagegen wünschte nicht zu eilen, das nütze doch nichts, sie werde sich doch dem Ausspruche des Dufels unterwerfen, falle derselbe aus, wie er wolle. Da fiel das Gespräch unter der Leitung der Frau Steiger auf die künftige häusliche Einrichtung in Köniz. „Jetzt war Rosa auf einmal so heiter und beinahe ausgelassen fröhlich, wie ich sie noch selten gesehen; sie überhäufte mich mit muthwilligen Scherzen und oft fast boshaften Neckereien so unbarmherzig, daß ich oft beinahe die Gedult verlor und unwillig ward. Dann wußte sie mich stäts wieder mit einem liebevollen Wort oder Blick zu besänftigen. Aus Beider Reden konnt ich entnehmen, daß sie unsere Verbindung als eine so viel als ausgemachte

Sache betrachteten und daß unsere künftige Lebensart und häusliche Einrichtung öfter den Gegenstand ihrer Unterhaltung ausmachen müsse, was mich ihre früheren lieblosen Reden etwas vergessen ließ.“

Rosa äußerte immer wieder Zurückhaltung und schloß z. B. einen Brief an den Geliebten mit den Worten, er solle nicht zu viel auf eine Rose hoffen, deren Dornen ihm das Leben verbittern würden, worauf dieser prompt antwortete, er wisse wohl, daß keine Rose ohne Dornen sei, doch wolle er gerne deren Stiche verschmerzen, um den Wohlgeruch genießen zu können, wenn nur nicht seit einiger Zeit ihre Launen ihm so oft nur letztere zu fühlen gäben und sie zu einem Betragen und zu Reden hinrissen, die mit ihrer sonstigen Liebe und Bemühungen für sein Glück nicht übereinstimmten, dennoch aber seinen festen Glauben an ihrer Zuneigung nicht zerstören könnten.

Einige Tage nachher besuchte Stettler den katholischen Pfarrer in Bern, jenen später als Schulmann so berühmten Pater Girard von Freiburg. „Ich fand (sagt Stettler) an ihm einen sehr artigen, verständigen und aufgeklärten Mann, der mich sehr höflich empfieng, und (mir) bald Achtung und Vertrauen einzuflößen wußte. Er äußerte sich gleich, die Geseze der Religion widersezten sich unserer Verbindung durchaus nicht. Nur zwei Bedenken, die auch auf Rosa den meisten Eindruck machten, schienen auch ihm nicht ganz ohne Grund. Das erste sey, wenn bey der eintretenden neuen Ordnung der Dinge der Katholische Gottesdienst in Bern auf=

hören sollte, dann die Ausübung ihrer Religionspflichten mit allzuvielen Schwierigkeiten verbunden wäre. Das zweite sey die Furcht, daß ihre Heyrath in Schwyz übel aufgenommen werden, und die Zurückberuffung ihrer Familie zur Folge haben könnte. Ueber das Erstere bemerkte ich ihm, daß im Fall des Aufhörens des katholischen Gottesdienstes in Bern die nächste katholische Kirche im Kanton Frenzburg nicht so weit entfernt wäre, daß ich sie nicht bisweilen dahin führen könnte. Auch der Vater selbst meynete, es würden wohl stäts Gesantte katholischer Mächte, wie z. B. von Spanien, etc., den Aufenthalt in Bern nehmen, denen ein katholischer Gottesdienst würde gestattet werden, den dann Rosa besuchen könne, so daß dieses Bedenken wirklich nicht von entscheidender Erheblichkeit seyn könne. Ueber den zweiten Punkt versicherte ich ihn, glaube ich mich bey meiner letzten Anwesenheit in Schwyz überzeugt zu haben, daß der Eindruck unserer Heyrath dort und insonderheit jetzt nach meinem Benehmen bey dem Feldzug, nicht so schlimm und der ganzen Familie nachtheilig seyn werde, wie vornemlich die Mutter zu besorgen scheine, und besonders schwerlich deren Heimberuffung nach sich ziehen würde, da in diesem Fall dann deren Unterhalt, für welchen jetzt hier gesorget werde, dort den Verwandten auffallen müßte, wogegen er wenig oder nichts einzuwenden fand. Uebrigens, schloß ich, würde alles auf die Einwilligung ihres Onkels ankommen, der alle diese Umstände und Verhältnisse am besten kenne, und zu beurtheilen wissen müsse. Alle Versicherungen in Bezug auf ihre Religion, die dieser dann allenfalls ver-

langen sollte, würde ich ihm, dem Pfarrer, in jeder gutfindenden Form unbedenklich ausstellen. Derselbe erklärte sich damit vollkommen zufrieden, und entließ mich dann nach einer wohl halbständigen, geneigten Unterhaltung mit den verbindlichsten Zusicherungen aller von ihm abhängenden Unterstützung meiner Wünsche, wofür ich dem wackeren Manne meinen lebhaftesten Dank bezeugte. — So schien abermahl ein nicht unbedeutendes Hinderniß meines Strebens weggeräumt.“

Die getreue Zofe brachte zu den Stelldichein stets gute Nachrichten von ihrer Herrin, die voll Mut und Hoffnung sei, indessen auf den Wunsch Steigers den Geliebten ersuchen lasse, nicht mehr öffentlich auf der Gasse mit ihr zu sprechen; er möge den Büchschmied Ulrich besuchen und vorzüglich dessen Gattin zur Einwilligung in die Reise nach Luzern bewegen. Stettler schildert die Unterredung folgendermaßen: „Um dem Wunsche der Geliebten zu entsprechen, begab ich mich gleich am folgenden Morgen zu dem Büchschmied Ulrich, den ich bis dahin nicht einmahl von Person kannte, obwohl er durch seine ausgezeichneten Arbeiten in seinem Fach, besonders durch seine Stutzen und Pistolen bereits einen in der ganzen Schweiz verbreiteten Ruf erworben hatte. Ich fand in ihm einen nicht ungebildeten, verständigen Handwerksmann, der mich, sowie auch seine Frau, sehr artig und höflich empfing. Es kostete mich nicht viel Mühe, Letztere, ein munteres, rundes, gutmüthiges, häusliches Weibchen, zur Einwilligung in die Reise ihres Mannes nach Luzern zu bereden, besonders, indem ich auf den Fall mei-

ner Verbindung mit Rosa zustand kommen sollte, für sie und ihre Kinder Besuche auf meinem Guth zu. Köniz in Aufsicht stellte. Ulrich schien meine Heyrath mit Rosa lebhaft zu wünschen, versicherte mich auch, dieselbe sey mir ebenso herzlich und aufrichtig ergeben, als ich ihr, rühmte mir auch ihren edlen Charakter, ihr treffliches Herz und ihre Neigung zu einem eingezogenen stillen Leben. Sinegen erzählte er mir, ihre Mutter habe ihn vor einiger Zeit ebenfalls über seine Ansicht in bezug auf die Verbindung ihrer Tochter mit mir befragt, und vorzüglich wegen der Religion zimliche Abneigung dagegen geäußeret. Er habe ihr aber geradezu erklärt, er halte diese keineswegs für einen hinlänglichen Grund, um sich dieser Heyrath zu widersetzen, und würde derselben daher, so viel an ihm, allen Vorschub leisten. Wir besprachen uns sodann noch über die Fortsetzung des katholischen Gottesdienstes in Bern, woran Rosa so sehr hange, und wozu man auf alle Fälle wohl am sichersten gelangen könnte, wenn die Katholiken in Bern sich einigen würden, um wenigstens alle Sonntag zu diesem Ende einen Geistlichen von Frenburg kommen zu lassen, wozu ich mich einen Beitrag zu leisten, bereitwillig erklärte. Ferner rieth er mir, durch den hiesigen Pfarrer von dem Bischoff zu Frenburg eine Dispensation zu verlangen, die, wie er glaube, mir schwerlich würde abgeschlagen werden, und wodurch viele Unannehmlichkeiten, besonders von Seite der Geistlichen und Weltlichen in Schwyz, die an unserer Heyrath Anstoß finden dürften, vermitten würden, um deren Geschrey wir uns dann, wenn wir eine solche bischöfliche Dispen-

sation in den Händen hätten, wenig mehr zu bekümmern haben würden, besonders, wenn auch der Dunkel Landschreiber dazu seine Einwilligung gäbe, an welcher er kaum zweifle, und zu welcher er wenigstens sein Möglichstes beitragen werde. Durch alle diese Reden und Zusicherungen in meinen Hoffnungen merklich gestärkt und gehoben, verließ ich ihn mit dem wärmsten Dank für seine günstige Gesinnung und Theilnahme, und mit der dringenden Bitte, bei dem Landschreiber in Luzern meine Wünsche ebenfalls so bereitwillig und kräftig unterstützen zu wollen, was er mir auch hoch und theuer versprach. Wirklich hatte er durch alle seine Reden und sein ganzes Benehmen mein Vertrauen zu ihm in hohem Grade erworben."

Nach wenigen Tagen, bei einem Besuche in der Salzkammer, fand Stettler bei Frau Steiger und Rosa eine sehr freundliche Aufnahme. Letztere las einen eben erhaltenen Brief ihres Veters Dominik Jüz aus Schwyz (bei dem Stettler gewohnt hatte) vor, worin er auch einen Gruß an den letzteren auftrug und sich entschuldigte, auf einen Brief noch nicht geantwortet zu haben. Jüz schien zu wünschen, daß die Mutter Jüz und wenigstens einige ihrer Kinder bald wieder nach Schwyz zurückkehren möchten, wo sie ihren Kindern eine bessere (!) Erziehung geben und immerhin ein Auskommen finden könnten, womit aber die Klage über die schlecht eingehenden Zinsen ihres Vermögens, die kaum zum Unterhalt des Vaters und des in Schwyz zurückgebliebenen ältesten Sohnes hinreichten, in ziemlichem Widerspruch standen. Der Brief machte daher wenig Eindruck auf

Rosa, die still und ernst war und, als Frau Steiger sich für kurze Zeit entfernte, sich äußerte, sie sei der Einwilligung des Onkels nicht ganz sicher. „Uebrigens war sie wieder so liebevoll und zärtlich als lange nicht mehr und gestattete mir sogar zum ersten Mal seit fast einem Jahre wieder, ihr einige innige Küsse auf ihre Rosenlippen zu drücken, wobei sie mir aber mit sanfter, wehmütiger Stimme zuflüsterte: „Und wenn dieses die letzten wären?“

Nach zwei Tagen reisten Rosa und Ulrich nach Luzern. Wie ein Damoklesschwert empfand Stettler die Ungewißheit des Erfolges. Am Tage der vermuteten Rückkunft ritt er nach Kirchberg und dann nach Herzogenbuchsee, wartete dort mit größter Unruhe bis zum folgenden Tage, den 19. März 1803, und ritt nachmittags wieder heim. Abends um 6 Uhr wußte man in der Salzkammer noch nichts von Rosa, aber um 7 Uhr bestätigte die Bode die Rückkehr und wußte mitzuteilen, sie habe aus deren Reden bereits bemerkt, daß sie nicht günstige Antwort mitgebracht habe. Frau Steiger wußte noch nichts, glaubte aber, es könne sich im ungünstigsten Falle nur um eine Verschiebung der Heirat handeln. Rosa selbst ließ sagen, sie sei zu ermüdet, um den Fragenden zu sprechen, die Antwort des Onkels sei in einem Brief enthalten, den Ulrich in den Händen habe. In der größten Unruhe eilte nun Stettler zu Ulrich. Sehr liebevoll empfangen, erfuhr er dort folgendes: „Er müsse mir sehr schlimme Nachrichten mittheilen, und erzählte mir dann: Bereits bei ihrer Ankunft in Luzern habe der Landschreiber ziemlich ungünstige Gesinnung gezeigt, und ihm gesagt: Die

Verwantten in Schwyz wollten sich schlechterdings zu keiner Einwilligung in eine Verbindung Kosas mit mir verstehen. Darauf sey er, Ulrich, selbst nach Schwyz gereiset, habe aber allda nicht bloß die Verwantten, sondern Jedermann, vorzüglich aber die Geistlichen, so aufgebracht wider diese Verbindung angetroffen, daß sie gar nichts von derselben hätten hören wollen. Auf dieses hin habe auch der Land-schreiber, der sonst allerdings nicht ungünstig gestimmt gewesen, nicht für rathsam gefunden, seine Einwilligung zu geben. Er müsse mir demnach gestehen, er sehe selbst keine Hoffnung mehr, und er könne mir nichts rathen, als ebenfalls Kosa zu entsagen.“

Von dem betäubenden Schrecken sich allmählich erholend, sprach Stettler davon, selbst nach Luzern und Schwyz zu reisen und die Verwendung des ihm wohlgesinnten Landammans Rieding zu erbitten. Aber Ulrich erwiderte mit Achselzucken, er könne dazu nicht raten, da es doch nichts fruchten würde; eher sei vielleicht beim Onkel etwas zu erreichen, wenn er nach seinem Vorhaben in einigen Wochen nach Bern käme. Das gab allerdings keinen Trost. Immerfort klagend und jammernd, brach Stettler in die Worte aus: „Ach, wenn nur sie mich nicht auch so zärtlich liebte, und jetzt dadurch ebenfalls unglücklich würde, so könnte ich velleicht eher noch mein Unglück ertragen. Nun, fiel er (Ulrich) jetzt ein, wenn dieß ist, so glaube ich Euch damit trösten zu können, wenn ich Euch versichere, daß sie Euch nicht so aufrichtig liebt, als Ihr wähnet, und auch ich wähnte. Heftig fragte ich ihn, woraus er dieses schließe? und

nun begann er mir zu erzählen: „Wie er schon auf „der Hinreise nach Luzern bemerkt habe, daß ihr „mein Guth mehr als meine Person in die Augen „steche: Daben habe sie ihm gestanden, sie habe „Achtung und Zutrauen auf meine Ehrlichkeit und „Rechtchaffenheit. Ungefähr vor zwey Jahren hätte „sie mich auch so zärtlich geliebet, daß sie mich da= „mahls auch wider den Willen ihrer Verwandten ge= „heyrathet hätte; jetzt aber fühle sie nicht mehr das „Nämliche für mich. Einmahl sey sie sogar in die „Worte ausgebrochen: Ach, es ist noch ein Anderer; „wenn der käme, ich gieng mit ihm in die weite „Welt“, und als sie auf der Rückreise von der Höhe des Grauholzes (sie waren mithin doch den nemlichen Weg gekommen, auf dem ich ihnen entgegengereiset, und nur meine Ungedult hatte mich sie nicht länger erwarten und vor ihnen her zurückreisen lassen) mein Landguth erblickt, habe sie noch wehmüthig ausgeruf= fen: „Ach, das schöne Landguth!“ womit sie bewie= „sen, daß sie der Verlust desselben mehr als der „meiner Person schmerze.“ Jetzt zuckte plötzlich ein furchtbarer Blitzstrahl in die schwarze Nacht meines Gemüths, und erhellte mit einem schrecklichen Lichte das Dunkel ihres öfteren so kaltsinnigen gleich= gültigen Benehmens; zugleich verwandelte sich aber auch auf einmahl der verzweiflungsvolle Gram über den Verlust meiner süßesten Hoffnungen in einen wilden Ingrim wider die Falsche, die mit meinem armen, treuen, ihr so ganz hingegebenen Herzen ein so loses, leichtfertiges Spiel getrieben.“

Stettler dankte Ulrich für die Mittheilungen und versicherte ihm, sie hätten ihn wirksamer getröstet,

als es Monate vermocht hätten. Schnaubend vor Aerger und Schmerz stürmte er in den Rauchleist. Sein Freund Karl Fischer, der seine heftige Gemütsbewegung bemerkte, begleitete ihn die Lauben auf und ab und tröstete ihn, er habe wenig oder nichts verloren und könne sich glücklich schätzen, ohne irgendwelche eigene Schuld aus dem ihm nachteiligen Verhältnis befreit zu sein. Die Vernunft gab dem Freund recht, aber die tiefe Herzenswunde war damit nicht geheilt und schloß sich nicht mehr. Ein Besuch in Reichenbach am folgenden Tage brachte wohlthuende Zerstreuung und ließ ihn nachher zum Entschlusse gelangen, von Rosa selbst die Gründe ihres Benehmens zu erfahren. Zu diesem Zwecke schrieb er ihr die „vermutlich letzten“ Zeilen, da er selbst alle Hoffnung verloren habe. Sein Gemütszustand sei zu schrecklich und elend, um durch dessen Schilderung ihre eigenen Leiden noch zu vergrößern. Doch finde er Trost in dem Gedanken, ihr gefasstes, ruhiges Gemüt werde diese Trennung leichter ertragen als seine eigene, glühende Leidenschaft. Der letzte schwache Hoffnungsschimmer beruhe in einer Einwilligung des Onkels. Ein sicherer Weg, zum Ziele zu gelangen, wäre eine feste, entschlossene Erklärung von ihrer Seite, allen Hindernissen zum Trotz, die Seine werden zu wollen. Mit der Zeit würden sich die Verwandten beruhigen und ein rechtliches Mittel gegen diesen Schritt wäre unwirksam. Wenn sie sich jedoch zu diesem Schritte nicht entschließen könne, bleibe nichts anderes als Trennung und Entsagung auch von seiner Seite und peinliches Vermeiden, an das verlorene Glück erinnert zu wer-

den. Was er von ihr besitze, wünsche er als Erinnerung an die seligsten Stunden seines Lebens behalten zu können. Sie werde die unvergeßliche Geliebte seiner Seele bleiben; er werde aber trachten, durch alle Mittel sein Elend zu vergessen. Er werde sein ganzes Leben hindurch ihr aufrichtiger Freund und Bruder bleiben.

Den Brief sollte Ulrich bestellen, der nun die Aeußerungen der Rosa wiederholte, aus welchen er die Veränderung ihrer Gesinnung geschlossen hatte. Stettler sollte gegenüber Frau Steiger den Inhalt ihrer Unterredung verschweigen, da ihr Ulrich gesagt habe, es sei ihm bald gelungen, den Bestürzten zu beruhigen, und da er nicht wünsche, durch die Schilderung des merkwürdigen Charakters der Rosa, dieser bei der Familie Steiger zu schaden. Zur äußersten Verwunderung des Büchsen Schmieds erklärte ihm der stetsfort Verliebte, er hange so sehr an Rosa, daß er überzeugt sei, er würde eine glückliche Ehe mit ihr führen.

Der Brief des Landschreibers lautete allerdings nicht tröstlich. Dieser schrieb, er müsse den schmeichelhaften Antrag wegen der Verhältnisse der Familie (gänzlicher Vermögensverfall, der Verschiedenheit der Religionsbegriffe und der widrigen Stimmung der Verwandten) durchaus ablehnen. In seiner Antwort schilderte Stettler seine Gemüthsverfassung und wunderte sich, daß man auf die Widersprechlichkeiten der Verwandten in Schwyz, von denen die Familie Züb doch nur Verfolgungen erlitten habe, so viel Rücksicht nehme, und bat um Fortsetzung der wohlwollenden Gesinnung.

Rosa konnte sich nicht entschließen, sich nochmals zu äußern; sie habe doch nichts mehr zu sagen. Wie es ihr trotz äußerlicher Heiterkeit ums Herz war, zeigte die anfängliche Weigerung, beim Bezug des Landgutes Beaulieu ihr früheres Zimmer zu beziehen, von welchem aus Röniz zu erblicken war.

Der Gedanke an die verlorene Geliebte beschäftigte den jungen Patrizier immerfort. Er fand in ihrem widerspruchsvollen Benehmen eine gewisse Glaubwürdigkeit der Mittheilungen Ulrichs, er fand aber auch bald allerlei Entschuldigungsgründe für ihr Verhalten. Bald hatte er wieder die äußerliche Fassung erlangt, aber die Wunde blutete noch. An der alljährlichen Feier zu Mariae Verkündigung des Rauchleistes auf der Laufenburg konnte er, freilich zuerst als steinerner Gast, wieder teilnehmen.

Die Schilderungen der politischen Zustände jener Zeit geben wir im folgenden unverkürzt wieder:

Um die Mitte Hornungs (1803) besuchte mich einst ein No. 1798 unter meinem Befehle gestandener, jetzt bey Neuenegg wohnhafter Kanonier, und eröffnete mir im Vertrauen und ganz geheimnisvoll, es sehe im deutschen Kanton Frensburg ein Aufstand im Werke, mehrere Landleute von da hätten mit ihm geredet, sie hätten Zutrauen zu mir, und gedächten, mich zu ihrem Anführer zu wählen. Dieses Zutrauen war mir so unerwartet, als das Vorhaben mir ungereimt, und kaum glaublich vorkam. Auf alle Fälle befahl ich dem Boten, diesen Landleuten davon abzurathen. Wenige Tage darauf vernahm ich, es sehen einige deutsche Frenburger bei der Schmitte

in Köniz gewesen, und hätten dort einen offenen Zedel vorgezeigt, des Inhalts, ich sollte auf den 5ten Merz meine Compagnie versammeln, um mit ihnen einen Einfall in Frankreich zu thun. Das erschien mir nun vollends närrisch. Als ich indeß bey dem gutgesinnten Schmied Erkundigungen darüber einzog, versicherte mich derselbe, er habe den Zedel selbst gesehen, und auf demselben die Siegel des Grafen (v. Dießbach) zu Heitenried und des Alt-Schultheißes Werro erkannt. Auch hätten ihm diese Leute noch Briefe an die Herren Tscharner zu Aersaz und Steiger zu Riggisberg vorgewiesen, auch sehr bedauert, mich in Köniz nicht antreffen zu können, und sich verlauten lassen, sie würden wiederkommen. Jetzt machte mich die Theilnahme so gewichtiger Männer wie obige zwey Frenburger, an dem Unternehmen doch stuzen. Indessen hatte ich mich seit meiner Rückkehr von allen politischen Geschäften gänzlich entfernt gehalten, und war auch jetzt wenig geneigt, mich in ein Unternehmen dieser Art einzulassen. Nach einiger Zeit vernahm ich indeß von Tscharner zu Aersaz, diese Leute hätten wegen ihrer Theilnahme am letzten Aufstand empfindlichen Schaden und Verfolgung erlitten und sehen nun von den genannten beiden Herren an bekante gutgesinnte Berner zu einer Unterstützung empfohlen worden.

Gegen Ende dieses Monats ward nun endlich der die Waterländischen Angelegenheiten verhüllende Vorhang aufgerollt. Nicht wie einst das Volk Israel aus einem Feuerbusch des Bergs Sinaj, sondern aus dem Ballast der Thüilleries in Paris aus der Hand des allgewaltigen Vermittlers empfieng das

Schweizerische Volk seine neue durch einen Ausschuß seiner Abgeordneten unter Leitung französischer Minister ausgearbeitete Verfassung und Vermittlungsurkunde. Nach derselben sollte die Schweiz aus 19 Kantonen bestehen. Oberland ward wieder mit Bern vereinigt, Aargau hingegen, das besonders bei dem letzten Aufstand sich so unzweideutig an Bern angeschlossen hatte, wurde durch den mächtigen Einfluß seiner in Paris vielvermögenden Abgeordneten, Minister Stapfer, Kengger, Zimmermann usw. als eigener Kanton beh behalten, sondern wider den bestimmt ausgesprochenen Wunsch, und ungeacht der Vorstellungen der dasigen Bevölkerung, auch noch durch den bisherigen Kanton Baden vergrößert. Fünf Vororte, Zürich, Bern, Luzern, Solothurn und Frenzburg sollten im Jahr alle Jahre die Leitung der Eidgenössischen Angelegenheiten besorgen. Indes zeigte sich mit der neuen Schöpfung beynah niemand zufrieden. Die Einheitsfreunde traurten um die Einheit der helvetischen Republik; den Freunden des Alten mißfällt der Grundsatz der Demokratie in den Kantonalverfassungen, das Wegfallen aller Vorrechte der Hauptstädte. Fast zu gleicher Zeit erhielt auch jeder Kanton seine durch eine Commission seiner Abgeordneten, jedoch ebenfalls unter Aufsicht des Vermittlers entworfene Verfassung, ebenfalls ein Machwerk des neuen Zeitgeists, nur mit alten Formen und Rahmen verbrämt und geziert. So erhielt man z. B. wieder Schultheißen, Große und Kleine Rätthe, Oberamtmanntstellen usw. Zum Präsident dieser Verfassungscommission und zugleich zum ersten Schultheiß und Standeshaupt war von Bona-

parte selbst der Major Rudolf von Wattenwyl von Montbeney bezeichnet worden, den die bernische Bürgerſchaft vorigen Herbst zu ihrem Abgeordneten nach Paris gewählt hatte, nicht weil er — obwohl übrigens im Rufſe eines biederen und wohlgeſinnten Mannes ſtehend, durch Bildung des Geiſtes, Fähigkeit und Geſchäftskentniß zu dieſem Auftrage vorzüglich geeignet ſchien, ſondern weil man aus ſeinen verwantſchaftlichen Verhältniſſen mit bedeutenden einflußreichen Männern in Paris, von ſeiner Gattin, einer gebornen v. Ernſt, und deren Eltern aus dem reichen, angeſehenen Geſchlecht Fels herrührend, vortheilhafte Einwirkungen hoſte. Neben ihm bildeten dieſe Commiſſion noch zwei Berner, zwei Landleute aus dem Kanton, und einer aus [dem] Oberland (Koch von Thun). Unverkennbar war dabei übrigens, daß Bonaparte die Ariſtokratie und die Hauptſtätte ſo ſehr zu begünſtigen ſuchte, als die nöthigen Rückſichten auf den Geiſt der Zeit ihm immer erlaubten. So war z. B. der Kanton zur Wahl des Großen Rathes in 65 Wahlzünfte eingetheilt; von denen 13 auf die Hauptſtadt fielen.

Am letzten Tag des Monats traf der von Bonaparte zum erſten Landamman oder Bundespräſident der Schweiz (ernannte) Graf Ludwig von Affry unter dem Donner von 50 Kanonenschüſſen in Bern ein, um die Helvetiſche Regierung aufzulöſen. Derſelbe war längſt als ein Anhänger von Frankreich bekannt, ſtand ſchon No. 1798 ſeiner politiſchen Geſinnung halb nicht ganz im zuverlässigſten Rufſe, und hatte am letzten Aufſtand keinen Theil genommen, war aber im Herbst von der Freyburgiſchen

Bürgerſchaft als ihr Abgeordneter nach Paris geſendet worden, und ſeine Charakter- und Geiſteseigenſchaften machten ihn allerdings dieſer Stelle würdig.

Den 5ten Merz hielt der Senat, am 8ten der Vollziehungsrath ſeine letzte Sizung, und erklärten ſich als aufgelöst. Die Stadt blieb ſo ſtill und ruhig, als wenn bloß eine Beamtenänderung vorgefallen wäre. Niemand ſchien an den Tagesereigniffen Theil zu nehmen, als die abtretenden und eintretenden Regierungsglieder, und auf Befehl ihrer Oberen das Militär. Eine freudige Empfindung erregte indeß das Aufpflanzen einer roth und ſchwarzen Bernerſahne auf dem Rathauß den 10ten Merz.

(März 1803) Allbereits begann der die ſogeannte Mediationsregierung aufzeichnende Geiſt feindſeliger Gefinnung oder Abneigung gegen alle Männer von unabhängigem, ſelbſtändigem Charakter, an den Tag zu treten. Schon um die Mitte des Merzmonats wurde unſer Freund und Kaufleiſtgenoß Friedrich Rhiner durch die Regierungscommiſſion der Unterſtatthalterſtelle von Bern entlaſſen, die er nun ſeit drey Jahren mit dem ihm eigenen Fleiß, Pünktlichkeit, Pflichttreue und Rechtlichkeit bekleidet hatte. — Um ihm für dieſe unverdiente Zuruffezung unſere herzliche freundschaftliche Theilnahme zu bezeugen, veranſtaltete der Kaufleiſt ein trauliches Nachteſſen, welchem auch ich beywohnte, obwohl meine Gemüthſtimmung zu Genüſſen dieſer Art eben nicht ſehr aufgelegt war. Allein die frohe Freundesgeſellſchaft mit dem altbekanten Sorgenbrecher bewährten auch jezt ihre wohlthätige Wirkung auf meinen Geiſt, ſo daß ich im fröhlichen trauten Kreiſe bis lange

nach Mitternacht ausharrte. Nun führte ich den abermahl in sehr trunkenem Zustande sich befindenden Freund Doktor Hartmann nach Hause, beförderte ihn allda zu Bette, und nahm dann ebenfalls da mein Nachtquartier, wofür dann am Morgen ein treffliches Frühstück und, was mir noch besser mundete, ein verbindlicher Dank aus dem holden Munde der höchst lebenswürdigen Gattin die mit ihrem Gemahl gehabte Mühe lohnte.

In den letzten Tagen des Merzmonats ereignete sich in Bern ein stürmischer, ungewöhnlicher Auftritt. Zur schuldigen Dankbarkeit für das theüre Geschenk des Friedens hatte die Helvetische Regierung ihre regulierten Truppen dem großen Vermittler überlassen müssen. Diese aber hatten bei ihrer Anwerbung nur in den ungefährlichen Dienst einer friedlichen Republik, nicht in das Kriegsheer eines Eroberers zu treten geglaubt, wo ihrer nur Mühen und Tod wartete. Den Offizieren war zwar die Behauptung ihrer Stellen, als ihres Berufs- und Erwerbzweiges, ganz erwünscht; nicht so den gemeinen Soldaten, welche nur freiwillig, nicht gezwungen, sich dieser Ueberlassung zu unterziehen, verpflichtet glaubten. Um sie zur Abreise williger zu machen, zahlte man ihnen am Vorabend des dazu bestimmten Tages einen großen Theil ihres rückständigen Soldes aus. Diesen verwantten sie, um die ganze Nacht hindurch in Wirthshäusern und Trinkstuben ihren Muth zu dem vorhabenden Schritt zu beleben. Um Mitternacht erschien ein Trompeter der Husaren bey der Kaserne, und blies Alarm. Alles griff zu den Waffen. Die Infanterie vereinigte sich mit den Kanonie-

ren. Es entstand ein wildes Getümmel. Der General Von der Weid eilte herbei, und suchte sie zu beruhigen, erhielt aber Schläge und Rippenstöße. Die übrigen Offiziere fanden gerathener, entfernt zu bleiben. Nun suchte sich der Trupp des Zeughauses und des unteren Thors zu bemächtigen, um das vor diesem stehende Bataillon Clavel auch in die Stadt zu lassen, woran sie aber durch die französischen Truppen verhindert wurden. Starke Patrouillen von diesen, nebst einem reitenden Jägerregiment durchzogen jetzt die Gassen. Die Helvetier gaben Feuer auf sie, tödeten einen und verwundeten mehrere. Zum Glück konnten die Offiziere die Erwidderung des Feuers hindern, sonst wäre ein erbittertes, blutiges Gefecht unvermeidlich gewesen. Nun sahen sich die Helvetier übermannt und zogen sich in die Kaserne zurück, wo sie sich bald zur Uebergabe bequerten. Am nemlichen Morgen ward Standrecht gehalten und ein helvetischer Grenadier, ein Waatländer von Geburt, der Hand an den General gelegt hatte, auf dem Platz vor dem Wahsenhaus erschossen; mehrere andere zu Kettenstraffen verurtheilt. — Nachmittags zogen sie ab. Ich sah sie ausziehen. Verbissne Wuth lag auf allen Gesichtern. Aber das nemliche Volk, das sie vorigen Herbst bei ihrem Auszug von Bern mit Vermünschungen begleitet und mit ähnlichen sie auch bei ihrer Rückkunft empfangen hatte, bezeigte jetzt die wärmste, lebhafteste Theilnahme an ihrem Schicksal, wie Sklaven den Franken überlassen zu werden. Um fernere meüteriſche Auftritte wider ihre Offiziere zu verhüten, wurden die freyen Schweizer von einer zahlreichen Schaar fränkischer Reiter eskortiert. Bald ernteten sie in Italien blutige Vorbeeren.

In den ersten Tagen des Aprills herrschte in dem sonst so ruhigen Kanton zu Stadt und Land große Bewegung. Am nemlichen Tage wurden in allen 65 Wahlzünften zuerst ein direktes Mitglied in den großen Rath, und dann wenige Tage darauf noch von jeder fünf Kandidaten gewählt, die dann durch[s] Loos in diese Behörde aufgenommen werden sollten. Jeder Zunft wurde zu diesem ein von der Regier=ungscommission entworfener Wahlvorschlag von Bernern oder angesehenen Landleüten vorgelegt, der indessen meist nur in einigen Zünften der Hauptstadt und im Oberland, auch im Emmenthal und Seeland berücksichtigt ward. Meine Nachbarn in Köniz blie=ben ihrem bisherigen Ruff treü, und wählten aus=schließlich Revolutionsfreünde, — zum direkten Mit=glied den seit der Revolution stäts einen überwiegen=den Einfluß in der Gemeinde behauptenden Rudolf Michel von Mengistorf, übrigens ein gutmüthiger und rechtlicher Mann. Ich befand mich zwar auch auf dem Verzeichniß der von der Regierungscommission Vorgeschlagenen. Da ich aber nur — zwar viele, al=lein auf allen Zünften verstreute Freünde, hingegen keine einflußvollen Verwandten noch Gönner hatte, so fiel ich überall durch. Diese Zuruffezung kränkte nun zwar meine Eigenliebe nicht wenig, besonders, da mir mein Selbstgefühl sagte, ich hätte diese Aus=zeichnung so gut als mancher andere verdient, und da diese Beförderung mir eine besonders in meinem jezigen Gemüthszustande wohlthätige Zerstreüung und Geistesbeschäftigung gewährt hätte. Allein ne=ben dem Verlust Rosas machte jetzt dieses neue Misgeschik keinen sehr tieffen und schmerzlichen Ein=

druck auf meinen von der Leidenschaft des Ehrgeizes überhaupt wenig geplagten Geist.

Um die Mitte des Aprillsmonats wurden nun durch den Großen Rath die Mitglieder des Kleinen Raths gewählt. Zuvörderst zu einem ersten Amts-Schultheiß der bereits von dem hohen Vermittler dazu bezeichneter Herr Rudolf von Wattenwyl, der nun 28 volle Jahre an der Spitze der Republik blieb, und von dem es bey Manchem noch in Zweifel stehen mag, ob derselbe bey allen seinen unbestreitbaren Verdiensten, trefflichen Eigenschaften und Tugenden dem bernischen Gemeinwesen mehr genüzet oder geschadet habe, denn, wenn er auch den Regentenstab mit Einsicht, Festigkeit und Kraft geführt hat, so ist anderseits auch kaum zu läugnen, daß er durch sein demagogisches System nicht sehr viel zum Sinken des alten, hohen, unabhängigen, edlen Bernersinns, und dadurch zum Sturze und Untergang der Aristokratie beygetragen habe. Neben ihm zum zweiten Schultheißen seinen Jugendfreund und Wetter, Friedrich von Müllinen, ihm zwar an Energie des Charakters nachstehend, allein an Einsicht, wissenschaftlichen Kenntnissen und liebenswürdiger, gefälliger Sitte ebensoweit überlegen. — In dem Geiste der der Demokratie sich wenigstens annähernden Verfassung wurden vier Mitglieder vom Lande in diese Behörde gewählt, unter diesen ein Schneeberger von Ochlenberg aus jenem Kernstamm des Bernervolkes, der den Edlen der Vorzeit gleich auf seinen großen, weitläuffigen, über die Emmenthalischen Vorberge zerstreuten Baurhöfen, in patriarchalischer Unabhängigkeit, Freiheit und althergebrachtem Wohlstand,

mit großartiger Landwirtschaft beschäftigt, lebt. Schneeberger selbst, jetzt durch einen langen, ihm über die Brust herabhängenden ehrwürdigen, weißen Bart sich auszeichnend, war No. 1799 als Anführer eines wider den Druck der Franzosen sich erhobenen Aufstandes an den Schweiff eines französischen Husarenpferdes gebunden, zuerst nach Arburg, später nach Bern geführt worden, und dort lange im Kerker gelegen.

